

Konstruktivistische Argumentationen als Reflexionsangebote für die Medien- und Kommunikationswissenschaften

Siegfried J. Schmidt

Der Beitrag versucht, die Frage zu klären, welche Reflexionsangebote der gegenwärtige konstruktivistische Diskurs für die Medien- und Kommunikationswissenschaften liefern kann. Angesichts der Vielstimmigkeit dieses Diskurses muss zunächst geklärt werden, welche Variante konstruktivistischen Argumentierens mit welchen Gründen als Grundlage eines solchen Reflexionsangebotes dienen kann. Dabei geht es in erster Linie um die Klärung grundlagentheoretischer Probleme und daran anschließend um die Frage, welche Konsequenzen sich daraus für die konkrete Arbeit von Medien- und Kommunikationswissenschaftlern ergeben. Vorgeschlagen wird eine strikt prozessorientierte non-dualistische konstruktivistische Argumentation, die die Beobachter- und Handlungsgebundenheit jeder Auseinandersetzung mit Wirklichkeit betont und der Frage nachgeht, welche Konsequenzen eine solche grundlagentheoretische Entscheidung für die Bearbeitung von Themenkomplexen wie Wahrheit, Wissen, Verstehen und Kultur hat. Als Fazit ergibt sich eine fundierte Antwort auf die Frage, was unter medienvermittelter Konstruktion von Wirklichkeit verstanden werden kann.

Schlüsselwörter: Konstruktivistischer Diskurs, Beobachter, Prozessorientierung, Wirklichkeit, Wahrheit, Journalismus, Kultur, Kontingenz, Medienkulturwissenschaft, Verstehen

1.

Für die folgenden Überlegungen gelten einige Hinweise, die nicht übersehen werden sollten. Wie ich schon mehrfach betont habe, gibt es nicht „den“ Konstruktivismus als ein geschlossenes Theoriegebäude, sondern einen „konstruktivistisch“ genannten Diskurs, in dem viele Stimmen von der Neurobiologie bis zur Philosophie zu unterscheiden sind. Entsprechend sind auch die Verwendungen konstruktivistischer Argumentationen in verschiedenen Disziplinen von der Physik bis zur Pädagogik und eben bis zur Medien- und Kommunikationswissenschaft z. T. sehr unterschiedlich.¹

Will man daher Reflexionsangebote für die (künftige) Medien- und Kommunikationswissenschaft(en) machen, dann muss zunächst einmal geklärt werden, welche Variante konstruktivistischen Denkens dem Angebot zugrunde gelegt wird, und welche Argumente aus dem Fundus dieser Variante aus welchen Gründen für relevant erklärt werden. Dabei sollte von Anfang an klar sein, dass solche konstruktivistischen Angebote in erster Linie *grundlagentheoretische* Argumentationen betreffen, die allerdings durchaus Auswirkungen auf die tägliche praktische Arbeit und deren Einschätzung haben (können/sollen). Mit anderen Worten, es geht im Folgenden nicht um How-to-do-Angebote, sondern um How-to-argue-Vorschläge.

¹ Cf. dazu etwa Merten/Schmidt/Weischenberg (Hg.) 1994, die Beiträge in Scholl (Hg.) 2002, Pörksen 2006 sowie die Beiträge in Pörksen (Hg.) 2015.

2.

Die Frage nach der hier zugrunde gelegten Variante von Konstruktivismus ist deshalb so relevant, weil in den letzten Jahren aufgrund interner und externer Kritik ernsthafte Schwachstellen des konstruktivistischen Diskurses diskutiert worden sind. Auf die wichtigsten weise ich im Folgenden kurz hin.

(a) Individuenfixiertheit: Der „klassische“ Konstruktivismus weist ein soziokulturelles Defizit auf; d. h. die Bedeutsamkeit von Sprache/Kommunikation und Kultur für Konstruktionsprozesse wird erheblich unterschätzt, worauf vor allem Sozialkonstruktivisten wie K. Gergen verwiesen haben. Aus diesem Grunde habe ich 1994 versucht, eine soziokulturell orientierte Version von Konstruktivismus zu entwickeln.²

(b) Kognitionsfixiertheit: Wie vor allem P. Janich in verschiedenen Publikationen³ argumentiert hat, ist der „klassische“ Konstruktivismus einseitig auf kognitive Operationen fixiert und vernachlässigt unzulässig das menschliche Handeln; d. h. er weist ein pragmatisches Defizit auf. Menschen aber, so Janichs plastische Formulierung, sind nicht nur Mundwerker, sondern auch Handwerker, die gemeinsam – auf der Grundlage von Sprache und Kommunikation – Probleme lösen, und deren Handeln glücken oder scheitern kann.

(c) Ausgerechnet der zentrale Begriff des konstruktivistischen Diskurses, nämlich „Konstruktion“, bleibt in diesem Diskurs ziemlich unterbestimmt. Geht es hier allein um kognitive semantische Prozesse, oder sind auch materielle Konstruktionen gemeint? Was sind die Voraussetzungen und Regulativen von Konstruktionen, und wie ist deren Grad der Bewusstseinsfähigkeit und Bewusstseinspflichtigkeit zu bestimmen? Wie lässt sich z. B. das Vertrauen auf die Verlässlichkeit empirischer neurobiologischer Befunde rechtfertigen? Fallen sie etwa nicht auch unter die Konstruktivitätsklausel?

(d) Die Behauptung „Alles ist Konstruktion“ ist eine triviale Allaussage, die alles und nichts aussagt. Erst in der Selbstanwendung könnte diese Behauptung interessant werden – aber dann gibt es nichts mehr, was zu beweisen oder zu widerlegen wäre.

(e) Der Philosoph M. Fleischer (2005) hat darauf hingewiesen, dass im konstruktivistischen Diskurs Aspekte der Evolution zugunsten der Funktion vernachlässigt werden. Dadurch werden z. B. die evolutionären Entwicklungen der biologischen Ausstattung der gegenwärtig lebenden Menschen ebenso übersehen wie die Aussagekraft des Überlebens. Damit wird auch übersehen, dass Operationen auf der physikalischen, der biologischen, der sozialen und der kulturellen Ebene nach je eigenen Zeiten und in je eigenen Räumen ablaufen.

(f) Gegen eine Verkürzung konstruktivistischer Kognitionstheorien auf den rational-analytischen Aspekt hat sich z. B. H. F. Alfes (1995) mit Nachdruck gewandt. Sie geht davon aus, dass Gefühle als konstitutive Bestandteile des menschlichen Lebens anzusehen sind. Nach Alfes *besitzt* der Mensch keine Gefühle, sondern er *verkörpert* sie im Rahmen seiner Handlungsprozesse. Gefühle können als Zusammenwirken physiologischer, psychischer und sozialer Prozesse konzipiert werden. Erinnern und Vergessen sind ebenso emotional gesteuert wie die Produktion, die Aufnahme und die Verarbeitung von Wissen.⁴

(g) Viele Konstruktivisten vertreten nach wie vor (zumindest implizit) eine dualistische Erkenntnistheorie, die zwischen konstruierter Wirklichkeit und kognitiv unzu-

2 Cf. Schmidt 1994.

3 Cf. exemplarisch Janich 1992 und 2015.

4 Cf. dazu die Arbeit von Ciompi 1999.

gänglicher Realität sowie zwischen Sprache und sprachunabhängiger Realität unterscheidet.⁵

Wie müsste nun ein konstruktivistisches Argumentationsangebot aussehen, das diese Schwachstellen vermeidet?

3.

Beginnen wir mit dem zentralen erkenntnistheoretischen Argument des „klassischen“ Konstruktivismus: Alles, was gesagt wird, wird von einem *Beobachter* zu einem Beobachter gesagt (so die Formulierung H. R. Maturanas). Damit wird der klassische dualistische Ausgang von der Ontologie als Grundlage der Erkenntnis(theorie) verabschiedet, womit die Argumentation an wichtige philosophische Vorbilder wie Demokrit, Vico, Berkeley, Kant oder Vaihinger anknüpft.⁶ Der Grundtenor lautet dann: „Ein nicht wahrgenommenes Ding ist ein Widerspruch.“, wie es z. B. G. Berkeley im Commentary no. 579 der Philosophical Commentaries 1707/08 formuliert hat. Akzeptiert man diese Startoperation, dann gelten die nachfolgenden Bestimmungen ohne Einschränkungen für alle Aktanten in individuellen wie gesellschaftlichen Handlungs- und Kommunikationsbereichen.

- Der Beobachter steht nicht neutral oder objektiv „der Wirklichkeit“ gegenüber, sondern er ist in das Beobachtungsgeschehen „verstrickt“.
- Die Eigenschaften des Beobachters und die Eigenschaften des Beobachteten können nicht unabhängig voneinander bestimmt werden.
- Beobachter operieren mit Unterscheidungen und Beschreibungen. Dabei ist zu betonen, dass die Unterscheidungen, mit denen der Beobachter operiert, die Unterscheidungen des Beobachters sind und nicht die Unterscheidungen der Umwelt oder der Wirklichkeit. Unterscheidungen gibt es nur, insofern sie *getroffen* werden. Sie werden sprachlich benannt und damit sozial verarbeitbar.
- Beobachtungen sind Handlungen in konkreten Situationen und unter konkreten biologischen und soziokulturellen Bedingungen. Sie sind an den Körper des Beobachters gebunden, der gewissermaßen als Wirklichkeitsgarant des Beobachters fungiert.
- Beobachten konstituiert die Existenz des Beobachters; d. h. er „besteht“ nicht etwa unabhängig von seiner Beobachtungstätigkeit.
- Wirklichkeit findet sich als Resultat in den Operationen des Beobachters, der seine Beobachtungsergebnisse externalisiert.
- Erkennen und Handeln bilden eine Einheit in der Differenz.
- Für den Vollzug und die Konsequenzen ihrer Beobachtungen und Beschreibungen müssen die Beobachter die Verantwortung übernehmen.
- Bei allem, was Beobachter tun, ist davon auszugehen, dass ihr Tun von vier Attraktoren bestimmt wird, und zwar von Kognitionen, Emotionen, moralischen Orientierungen und Einschätzungen des Tuns auf dessen lebenspraktische Relevanz hin (= empraktische Einschätzung). Moral ist also, entgegen oft geäußerter Meinungen, keine bloße Zugabe, sondern sie ist in jedem Tun eine notwendige Komponente im Wirkungszusammenhang jeglichen Handelns.

⁵ So z. B. Roth 1995.

⁶ Cf. dazu Schmidt 2017.

4.

Argumentiert man erkenntnistheoretisch mit dem Beobachter und seiner Beobachter-tätigkeit, dann schaltet man von einer Objektorientierung auf eine *Prozessorientierung* um. Die zentrale These lautet dann, dass alles, was wir tun (= alle unsere Setzungen) als ein dreistelliger Prozess bestimmt werden kann: Ein Prozessträger (= ein Aktant) führt unter bestimmten konkreten Bedingungen (= Voraussetzungen)⁷ einen Prozess durch, der zu einem bestimmten Prozessergebnis führt bzw. bestimmte Konsequenzen zeitigt. Prozesse lassen sich bestimmen als systemische Wirkungszusammenhänge, an denen lediglich analytisch zwischen den drei konstitutiven Komponenten unterschieden werden kann. Daher macht es keinen Sinn, von Objekten i. w. S. außerhalb von Beschreibungen oder von Objekten unabhängig von Objekten von Beschreibungen zu reden. Auch Prozessträger werden erst im ablaufenden Prozess zu Prozessträgern, d. h. sie sind selbst Prozessresultate. Prozesse laufen in der Zeit ab und sind stets an Voraussetzungen und Kontexte gebunden. Sie schließen an vergangene Prozesse an und orientieren sich auf künftige Prozesse.

Damit wird die Rede von Objekten an sich, von „der“ Wirklichkeit oder von „der“ Realität abgelöst von der Rede über Prozesse und deren Resultate. Prozessresultate sind für uns genauso wirklich, wie wir sie ver-wirklichen. M. a. W., die Rede von einem Gegenstand ist die Rede von einer vielfältig bestimmten Praxis, d. h. von einem Prozess, innerhalb dessen bzw. als dessen Ergebnis etwas eine Rolle spielt, das wir aus bestimmten guten Gründen für einen Gegenstand halten bzw. als Gegenstand behandeln.

Damit wird m. E. auch die begründete Forderung J. Mitterers⁸ nach einer non-dualistischen Erkenntnistheorie eingelöst, die nicht mehr zwischen Diskursdiesseits und Diskursjenseits oder zwischen konstruierter Wirklichkeit und unerkennbarer Realität unterscheidet.

5.

Um solche erkenntnistheoretischen Überlegungen diskursiv handhabbar zu machen, habe ich 2010 vorgeschlagen, irreführende traditionelle Hauptwörter wie „Wirklichkeit“, „Wahrheit“, „Wissen“ oder „Kommunikation“⁹ durch Adjektive zu ersetzen. Die Frage lautet dann z. B. nicht mehr, was „die Wirklichkeit“ ist, ob sie existiert oder nicht, ob sie erkennbar ist oder nicht usw., sondern zu welchen Zwecken und nach welchen Kriterien wir das Adjektiv „wirklich“ in Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen für uns sinnvoll verwenden. Aus diesem Grund ist es irreführend und unnötig, die Existenz von Objekten in einer von uns unabhängigen Wirklichkeit oder Realität in einem erkenntnistheoretischen Sinne zu behaupten oder zu bestreiten. Man kann diese Überlegungen mit einer Formulierung C. F. von Weizsäckers wie folgt auf den Punkt bringen: „Sprechen wir sinnvoll von Realität, so sprechen wir von Realität; spricht niemand von Realität, so ist von Realität nicht die Rede.“ (1980:42)¹⁰

Ähnlich lässt sich auch im Hinblick auf ein anderes „schweres“ Thema im alltäglichen wie im wissenschaftlichen Diskurs argumentieren, und zwar das Thema „Wahrheit“.

Mein Vorschlag lautet wie folgt: Das Prädikat „wahr“ beziehen wir auf Diskurselemente, also auf Aussagen, Behauptungen und Argumente, nicht dagegen auf Objekte

7 Cf. dazu ausführlich Schmidt 2003.

8 Cf. dazu Mitterer 1992 und 2001.

9 Zum Thema Kommunikation cf. auch Schmidt 2008.

10 Wohlgemerkt: von Weizsäcker sagt nicht etwa „gibt es keine Realität“.

und Sachverhalte. Mit Hilfe der Auszeichnung von Diskuselementen als wahr versuchen wir, das Anfangs- und Endproblem in Diskursen *auf Zeit* zu lösen. Statt den unmöglichen Versuch zu unternehmen, mit absoluten Anfangsgründen und objektiven Abschlusswahrheiten zu beginnen und zu enden, beginnen und enden wir notwendig mit Rekurs auf bereits konsensfähiges bzw. konsensfähig gemachtes Wissen. Wahrheit ist also nicht unser Ziel, sondern der *Ausgangspunkt* unseres Handelns und Kommunizierens.¹¹

Wie dieses Wissen ist auch die Zuschreibung von „wahr“ stets mit einem *Zeitindex* sowie mit einer historisch bestimmten soziokulturellen Wissensimplementierung versehen. Eine Aussage gilt zu Recht als wahr, wenn sie mit unserem gegenwärtig nicht in Frage gestellten Wissen übereinstimmt und den sozial je unterschiedlichen Regeln der Zuschreibung des Prädikats „wahr“ entspricht. Diese Zuschreibung wird also als funktionierende Reflexivität der Wissensbewertung in Geschichten und Diskursen, also in Kommunikations- und Handlungszusammenhängen¹², vollzogen. M. a. W., wir brauchen und verwenden solche Zuschreibungen als unverzichtbares *Diskursregulativ* zur Eröffnung, zur Durchführung und zum friedlichen Abschluss unserer Kooperations- und Kommunikationsprozesse.

Die Wichtigkeit dieser Zuschreibung zeigt sich auch daran, dass mit der Frage nach wahr/falsch immer ein *Aufforderungscharakter* verbunden ist. Diese Frage wird aus verschiedenen Gründen gestellt und verlangt dem Befragten ab, sich zu rechtfertigen und Geltungsansprüche argumentativ einzulösen. Auch nach Beendigung der Argumentation kann mit guten Gründen eine Wiederaufnahme der Wahrheitsbegründung eingefordert werden, die in der Regel von den Kommunikationspartnern nicht verweigert werden darf. Das heißt, das ernsthafte Infragestellen gehört zur Würde von Wahrheitsdiskursen, es bildet gewissermaßen deren *Moral*.

In allen Gesellschaften gilt die generelle Annahme sowie die Forderung nach einem Wahrheits-Postulat zu den Grundlagen gesellschaftlicher Interaktion. Niemand wird ernsthaft bestreiten, dass das Wahrheitspostulat und die damit verbundene Unterscheidung wahr/falsch unverzichtbar sind für die Aufrechterhaltung jeder Gesellschaft, weil sie allererst menschliche Kooperation als Mittel zum Zweck ermöglichen. Darum gilt die – wie auch immer kontrafaktische – Forderung, *immer* die Wahrheit zu sagen bzw. aufrichtig zu sein, sowie die ebenso kontrafaktische Erwartung, dass unsere Kommunikationspartner stets nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit sagen und dass wir ihnen deshalb vertrauen können.

Wahrheit, so hat H. von Foerster einmal pointiert gesagt, ist die Erfindung eines Lügners¹³; soll heißen: Wahrheit als Diskurskategorie brauchen wir erst dann, wenn Zweifel auftreten, wenn wir uns kognitiv oder moralisch unwohl fühlen, wenn Handlungen misslingen. Wahrheit, so könnte man sagen, ist ein Kind des Konflikts, also eine Kategorie des Beobachters zweiter Ordnung. Weil wir, wie Robert Walser einmal bemerkt hat, uns nicht selber die Wahrheit sagen können, beziehen sich unsere Zweifel auf den Status einer Aussage in der Regel auf die Aussagen anderer, und aus dem Konflikt zwischen beiden gehen in der Regel (zumindest für uns) die eigenen als Sieger hervor. Wahrheit, so J. Mitterer, wird entpersonalisiert, Falschheit dagegen personalisiert.

11 „Ein Satz kann nur dann sinnvoll als ‚wahr‘ ausgezeichnet werden, wenn das, was den Satz wahr macht, schon vor der jeweiligen Auszeichnung als ‚wahr‘ für gegeben angenommen wird...“ (Mitterer 1992:75).

12 Cf. dazu Schmidt 2003.

13 Von Foerster 1993.

In einer beobachter- und prozessorientierten nicht-dualistischen Argumentation wird die Zuschreibung der Kategorie „wahr“ nach diesen Überlegungen daher als eine *Diskursstrategie* konzipiert, mit deren Hilfe die kommunikative Qualität von Aussagen, also deren Handlungserfolg, nicht aber deren Übereinstimmung mit einem Außerhalb des Diskurses bestimmt wird. „Externe Wahrmacher“ wie Wirklichkeiten oder Tatsachen“, so argumentiert P. Janich, „bleiben überflüssig, weil das Spiel des Sprechens und Handelns auf sich selbst bezogen bleibt.“¹⁴ Und erst in diesem Spiel tauchen „Wahrmacher“ auf.

Die Attribution von „wahr“ in Geschichten und Diskursen invisibilisiert die *Kontingenz* allen Wissens im Rahmen der legitimen Bezugnahme auf aktuell gemeinsam unterstellte Überzeugungen und Sicherheiten. Diese Operation ist deshalb so wichtig und unverzichtbar, weil dabei kognitive, emotionale und moralische Aspekte integriert werden. Unbefragt akzeptiertes Wissen erlaubt kognitives wie kommunikatives Operieren, das eine positive Lust-Unlust-Äquilibrierung sensu L. Ciompi ermöglicht.¹⁵

6.

Betrachten wir nun einige Konsequenzen¹⁶, die sich aus diesen grundsätzlichen Überlegungen für die künftige theoretische wie praktische Arbeit von Medien- und Kommunikationswissenschaftlern ergeben (können).

Mit Blick z. B. auf journalistische Tätigkeiten folgt die Einsicht, dass Journalisten qua Beobachter kontextuell konditionierte Wirklichkeitsbeschreibungen unter Einhaltung bzw. Anwendung journalistischer Regeln und Routinen verfertigen und nicht etwa neutrale und objektive Repräsentationen objektiv bestehender Wirklichkeiten liefern. Damit wird nicht etwa die Seriosität ihrer Arbeit in Frage gestellt, sondern in nicht-dualistischer Weise verdeutlicht, dass Beobachtetes und Beschriebenes nicht stillschweigend vom Produzenten der Beobachtungen und Beschreibungen isoliert und verobjektiviert werden darf.

Mit dieser Argumentation erhöht sich klarerweise die Komplexität der Beschreibung und Beurteilung journalistischer Tätigkeit, indem an die traditionelle Stelle der Vorstellung von Repräsentation „der“ Wirklichkeit die Vorstellung eines hoch konditionierten Beobachtungs- und Kommunikationsprozesses auf Seiten der Produzenten wie der Rezipienten in ihren jeweiligen hochkomplexen Handlungs- und Kommunikationszusammenhängen tritt.

Hinzu kommt die Medienproblematik: Journalisten müssen mit verschiedenen Medien arbeiten, die sich im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung zu vielfältig nutzbaren Instrumenten der Wirklichkeitskonstruktion (im oben erläuterten Sinne) entwickelt haben und immer höchst relevante Bestandteile gesellschaftlichen Wandels gewesen

14 Janich 2001: 158.

15 Ciompi 1999.

16 Pörksen hat 2006 eine bemerkenswert differenzierte Studie zum Thema konstruktivistische Journalistik und Kommunikationswissenschaft vorgelegt. In dieser Studie argumentiert er im Sinne eines *diskursiven Konstruktivismus*, dass der Konstruktivismus für spezifische Probleme wie „[...] den Konstruktionscharakter der Wahrnehmung, die Entstehung von Realitätsgewissheit, die Bedeutung von Sprache und Medien als den zentralen Instrumenten der Wirklichkeitskonstruktion, die Verantwortung für eigene Weltdeutungen etc.“ sensibilisiert (S. 326). In seiner Studie referiert er auch die einschlägigen konstruktivistisch orientierten Arbeiten von S. Weischenberg.

bzw. geworden sind.¹⁷ So haben sich bekanntermaßen – um nur ein Beispiel zu nennen – im Verwendungszusammenhang von IT-Medien klare Referenzverhältnisse aufgelöst; sind die klassischen Dichotomien wie real/fiktiv, privat/öffentlich oder Original/Kopie potenziell von Alternativen ersetzt worden.

Unterstellt man einmal die oben diskutierte Wirklichkeits- und Wahrheitsthematik als plausibel, dann wird damit auch die traditionelle Konzeption *empirischer Forschung* problematisch. Plausibel wird dann eine Konzeption von Empirie ohne ontische Objektivität.¹⁸ D. h.: Empirisch Forschen lässt sich dann konzipieren als methodisch geregelte Suche nach Wissen für die Lösung von Problemen, die Beobachter aus nachvollziehbaren Gründen in ihrem Handlungs- und Kommunikationsbereich *als Probleme* betrachten. Wissenschaftliche Erkenntnisproduktion vollzieht sich auf der Ebene von Handlungen und Kommunikationen im Rahmen und nach den Regeln des Sozialsystems Wissenschaft. Kommunikativ gehen Wissenschaftler aber nicht mit stabilen Realitäten um, sondern mit experimentell und kommunikativ stabilisierten Beschreibungen oder Unterscheidungen in der Erfahrungswirklichkeit einer Gesellschaft. Mit anderen Worten: Sie operieren mit Fakten (mit Gemachtem), nicht mit Daten (mit Gegebenem).

M. E. ist wissenschaftliches Denken aus zwei Gründen (zu) einem theoretischen Pluralismus verpflichtet. Zum einen, um alle Möglichkeiten von Problemlösungen auszuschöpfen zu können (Vielheit wird hier im Konflikt fruchtbar), zum anderen, um Einzigkeits- und Alleinvertretungsansprüche auflösen zu können. In diesem Sinne ist sie, wie K. Acham einmal formuliert hat, ein „Gegenmittel gegen die Allheilmittel“.

Bekanntermaßen ist der Wirklichkeitsdiskurs eng verknüpft mit dem Wahrheitsdiskurs. Verzichtet man, wie oben vorgeschlagen, auf eine dualistische Referenztheorie von Wahrheit als Übereinstimmung mit der „wirklichen Wirklichkeit“, dann stellt sich die Aufgabe zu präzisieren, was wir (mit guten Gründen) „wahre Aussagen“ nennen. Das sind Aussagen, die gesellschaftlich verbindliche Wahrheitskriterien erfüllen, wie sie in den unterschiedlichen Bereichen von Kommunikation soziokulturell entstanden sind, und von Produzenten wie von Rezipienten von Aussagen erfüllt bzw. nicht öffentlich in Frage gestellt werden (= pragmatische Konzeption von Wahrheit). Auch hier wird die Komplexität des Diskurses über wahre Aussagen erheblich erhöht, weil es nicht mehr um die Beurteilung eines zweistelligen Referenzverhältnisses geht, sondern um die Analyse der vielfältigen historischen, sozialen und kulturellen Einschätzung je bereichsspezifischer Aussagen unter Berücksichtigung der Wahrheitsfähigkeit und Seriosität des/ der Kommunikationsteilnehmer.

7.

In den letzten Jahren ist verstärkt darauf hingewiesen worden, dass Handlung, Wissen, Kommunikation und Gesellschaft nur im Orientierungskontext von *Kultur* sinnvoll erforscht und beschrieben werden können.¹⁹ Keine Einigung gab es dabei über den verwendeten Kulturbegriff, dessen Varianten durchaus proliferierten.

Da ich dem Argument der Bedeutsamkeit von Kultur uneingeschränkt zustimme, skizziere ich im Folgenden den von mir verwendeten Kulturbegriff, um die Argumentation auch hier kritisch beurteilbar zu machen.²⁰

17 Cf. dazu Schmidt 2015.

18 Cf. dazu ausführlich Schmidt 1998.

19 Cf. jüngst die Beiträge in Schneider/Sexl (Hg.) 2015.

20 Eine ausführliche Darstellung meines Kulturkonzepts findet sich in Schmidt 2014.

Ich gehe aus von der Hypothese, dass sich im Handeln und Kommunizieren der Mitglieder einer Gesellschaft in Prozessen gemeinsamen Problemlösens kollektiv geteiltes Wissen herausbildet, das sich in Handlungserfahrungen systematisiert und das im Erfolgsfall bestätigt wird. Dieses Wissen unterstellen sich die Mitglieder einer Gesellschaft als Erwartungs-Erwartungen in Bezug auf Wissen und als Unterstellungs-Unterstellungen in Bezug auf Motive und Intentionen. Da sich die Akтанten schlicht gesagt gegenseitig nicht in die Köpfe sehen können, muss dieses kollektive Wissen als *operative Fiktion* bezeichnet werden, mit der das Problem der doppelten Kontingenz (sensu Luhmann) bearbeitet wird.

Das genannte kollektive Wissen kann theoretisch als Modell der/für Sinnorientierungen konzipiert werden, das aus Kategorien, semantischen Differenzierungen und konkret vorgenommenen Unterscheidungen²¹ gebildet wird. Dieses Modell für die Konstitution von Wirklichkeiten nenne ich *Wirklichkeitsmodell*. Es systematisiert für die Akтанten den Umgang mit allen für lebenspraktisch wichtig gehaltenen Problemen in den Dimensionen Umwelt, Akтанten in der Umwelt, Vergesellschaftungsformen, Gefühle und moralische Orientierungen. Diese Dimensionen hängen eng miteinander zusammen, wobei dieser Bezug erfahrungsgemäß alles andere als leicht zu analysieren ist.

Ein Wirklichkeitsmodell etabliert sich durch sozial-reflexive Bezugnahmen von Akтанten in Handlungen und Kommunikationen und verfestigt sich als symbolisch-semantische Ordnung durch Sprache, die Benennungskonstanz und Benennungsschematisierung von Kategorien und semantischen Differenzierungen für alle Gesellschaftsmitglieder ermöglicht, indem sie kollektives Wissen semiotisch materialisiert.

Wirklichkeitsmodelle als statische semantische Netzwerke von Kategorien und semantischen Differenzierungen werden erst dann handlungswirksam, wenn zugleich mit ihrer Genese ein Programm der gesellschaftlich praktizierten bzw. erwarteten Bezugnahme auf die Kategorien und semantischen Differenzierungen der Wirklichkeitsmodelle entsteht, das solche Bezugnahmen zugleich emotional und moralisch gewichtet. Dieses Programm nenne ich Kultur bzw. *Kulturprogramm*. Als Programm muss Kultur in jedem Akt der Anwendung als lernunwillig konzipiert werden, weil es nur so verbindliche Orientierungsleistungen ermöglicht. Langfristig gesehen aber ist es durchaus lernfähig, weil das Programm über die Beobachtung und Bewertung seiner Anwendungen beobachtet und reflexiv nachjustiert bzw. verändert werden kann und bekanntermaßen verändert wird.

Der Kultur wird hier keine gegenständliche Existenz als beobachtbare Entität zugesprochen. Das Kulturprogramm vollzieht sich vielmehr als Problemlösungsprozess im Akтанtenhandeln in Form von Optionseröffnungen und Optionsschematisierungen für sozial akzeptable Bezugnahmen auf das Wirklichkeitsmodell einer Gesellschaft. Auch Kulturprogramme sind Setzungen und mithin kontingent. Aber erfolgreiche Kulturprogramme erzeugen durch kollektive Anwendung für die Akтанten eine Art von Wirknormalität, die die Kontingenz invisibilisiert, indem sie diese der Beobachtung entzieht. Diese Invisibilisierung von Kontingenz ist die grundlegende Voraussetzung unserer Wirklichkeitserfahrungen, denen es deswegen nicht an Gewissheit mangelt, weil sie unsere Gegenwart erfolgreich ausfüllen.²²

21 Kategorien wie z. B. Alter, Geschlecht oder Nahrung können semantisch ausdifferenziert werden in alt/jung, männlich/weiblich oder Speisen/Getränke, und in konkret getroffenen Unterscheidungen bezieht man sich dann auf eine Seite der Differenzierung und nicht auf die andere: eine junge Frau und nicht ein alter Mann.

22 Cf. dazu ausführlich Schmidt 2010, Kap. 13 und 14.

Kulturprogramme können ausdifferenziert werden, etwa im Prozess der funktionalen Differenzierung von Gesellschaften. Dabei können Kompatibilitätsprobleme zwischen solchen Teilprogrammen entstehen, die wiederum kulturell bearbeitet werden müssen, so z. B. Differenzen zwischen dem Kulturprogramm des Wirtschafts- und dem des Rechtssystems.

Die Emergenz von Gesellschaft setzt nach diesen Überlegungen die Co-Genese von Wirklichkeitsmodellen und Kulturprogrammen voraus, die einen sich gegenseitig konstituierenden *Wirkungszusammenhang* im Sinne der Allgemeinen Systemtheorie²³ bilden. Die Einheit der Differenz von Wirklichkeitsmodell und Kulturprogramm konstituiert das, was wir Gesellschaft nennen.

Der reflexive Bezug auf diesen Wirkungszusammenhang vergesellschaftet die Akteure, die vom ersten Lebenstag an in kulturell bestimmte Bezugnahmen eingeführt und in diesem Sinne sozialisiert werden.

Gesellschaft, so folgt daraus, kann nicht ohne Kultur, Kultur nicht ohne Gesellschaft konzipiert werden. Und beide werden erst wirksam und beobachtbar in den Anwendungen bzw. in den Inanspruchnahmen des Kulturprogramms durch kognitiv und kommunikativ handelnde Akteure.

Bei den hier vorgetragenen Überlegungen zu Kulturprogrammen darf nicht übersehen werden, dass diese keineswegs als sozusagen harmonistische Programme gedeutet werden dürfen. Gerade die kulturelle Systematisierung kollektiven Wissens ermöglicht Widerstreit, Verweigerung und Negation, die zur Dynamisierung bzw. allgemein zur Veränderung von Kulturprogrammen genutzt werden können. Ohne Kultur gäbe es keine Möglichkeit zur Kulturkritik, so wenig wie es ohne Beschreibungskultur keine Kulturbeschreibung gäbe. Erst im Widerstreit mit dem Systematisierungsanspruch des Kulturprogramms einer Gesellschaft eröffnen sich für Beobachter zweiter Ordnung Möglichkeiten von Identitätsmanövern für die eigene Entwicklung. Ohne Common Sense, so könnte man sagen, ist keine Innovation, keine Kreativität möglich. Ohne Kultur gäbe es keine Möglichkeiten von Subkultur(en), deren Wirkungsmöglichkeiten auf die Einheit der Differenz von Main und Sub angewiesen sind. Im Lichte solcher Überlegungen liegt die Konsequenz nahe, moderne Gesellschaften nicht nur als Mediengesellschaften, sondern genauer als *Medienkulturgesellschaften* zu beschreiben, wobei Visualität und Emotionalisierung eine ständig steigende Bedeutung erhalten (haben). Medien- und Kommunikationswissenschaften sollten sich angesichts dieser Entwicklung daher bewusst und programmatisch zu *Medienkulturwissenschaften* entwickeln, um angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen hinreichend komplexe Beobachtungen und Beschreibungen anbieten zu können.

8.

In den Diskussionen über Medienwirkung sollte m. E. künftig ein Thema eine größere Rolle spielen als bisher: und zwar das Thema *Verstehen*. Dazu folgen im letzten Teil dieses Beitrags einige grundsätzliche Überlegungen.

Nach den bisherigen Argumentationen ist es m. E. konsequent, den *Handlungaspekt* von Verstehen zu betonen. Im kognitiven Bereich kann Verstehen beschrieben werden als Zuordnung einer für einen Akteuren kohärenten Bedeutung/Lesart zu einem Kommunikations- bzw. Medienangebot. Im sozialen Bereich bezeichnet „Verstehen“ die Zuordnung einer Verstehensleistung aufgrund einer vorherigen Kommunikationshand-

²³ Cf. dazu Schlosser 1993.

lung: Verstehen wird hier an den Reaktionen der Partner, also an Anschlusshandlungen, abgelesen. Verstehen heißt hier so viel wie: „A reagiert auf ein Kommunikationsangebot entsprechend den Erwartungen von B“ und schließt damit einen Kommunikationsprozess erfolgreich ab.²⁴

Seit den Arbeiten von P. Watzlawick wird deutlich zwischen dem inhaltlichen und dem Beziehungsaspekt von Kommunikation unterschieden. In Bezug auf beide Aspekte kann verstanden und missverstanden werden. Die Differenz Verstehen/Missverstehen ist aber nur auf der Grundlage vorhergegangener sozialer Interaktionen sinnvoll. Auf der kognitiven Ebene kann ich nicht missverstehen, weil ich nicht gleichzeitig einen Prozess der Bedeutungszuordnung und seiner Beobachtung durchführen kann. Kognitives Verstehen ist erfolgsgewiss (= wirklich); wäre es das nicht, hätte der Verstehende eine andere Möglichkeit der Bedeutungszuordnung gewählt.

9.

Auch hier erweist es sich m. E. als plausibel, Verstehen als einen *Prozess* zu modellieren, der ganz unterschiedlich strukturiert sein kann. Grundsätzlich nehme ich an, dass zum Verstehen in direkten sprachlichen Interaktionsprozessen zwei Aktanten (als A und B bezeichnet) erforderlich sind, die als Produzent und Rezipient, als Auslöser und Reaktant oder als Prozesseröffner und Prozessschließer bezeichnet werden können. Zwischen den beiden Instanzen (die sowohl von Einzelpersonen als auch von Gruppierungen gebildet werden können) können unterschiedliche *Konstellationen* bestehen, die im Folgenden genauer dargestellt werden sollen:

- A und B befinden sich in derselben Situation, sie interagieren Face-to-Face, es ist also eine gegenseitige Wahrnehmbarkeit der Kommunikationspartner gegeben.
- A und B agieren im Fall von medienvermittelter Kommunikation in unterschiedlichen kognitiven Situationen.
 - A beobachtet B, ohne dass B den A beobachtet/beobachten kann.
 - A vollzieht eine Äußerungshandlung, die B rezipiert und nutzt.
 - A adressiert ein Medienangebot an B, das dieser in einer anderen Situation rezipiert und nutzt.
 - A veröffentlicht ein Medienangebot, das u. a. auch B rezipiert und nutzt.
 - A realisiert eine Handlung, die B beobachtet und „deutet“.
 - A beobachtet – unbemerkt von B – ein Verhalten von B, das er als eine bestimmte Handlung „deutet“.

Je nachdem, welche Konstellation von A und B realisiert wird, ergeben sich ganz unterschiedliche Voraussetzungen für das, was man im Alltag mit „verstehen“ meint. Wenn man sich umgangssprachliches *Reden über „Verstehen“* ansieht, dann kann man ganz unterschiedliche Varianten beobachten. „Verstehen“ wird benutzt im Sinne von:

- Ich kann eine Äußerung/einen Text usw. problemlos rezipieren.
- Ich nehme an/unterstelle, dass Du bei/mit Deiner Äußerung dasselbe meinst wie ich bei meiner Rezeption.
- Ich kann mir einen Reim darauf machen, dass/warum Sprecher A in einer bestimmten Situation jetzt den Satz P äußert und nicht Q.
- Ich kann mir schon erklären, warum Du in einer bestimmten Situation die Handlung H vollziebst/was Du mit H beabsichtigst/warum Dir H unterläuft usw.
- Ich bin mir dessen gewiss, was Du mit P bzw. H ausdrücken/bezwecken willst.

24 Cf. dazu etwa Rusch 1994.

- Ich kann mich in Deine Lage versetzen, wenn Du in einer bestimmten Situation H tust bzw. P äußerst.²⁵

Solche Varianten lassen sich systematisieren und bezeichnen die verschiedenen Zielrichtungen von „verstehen“, nämlich Äußerungsverstehen, Mitteilungsverstehen, Motiv-verstehen, Handlungsverstehen, Intentionsverstehen und Ausdrucksverstehen bei non-verbaler Kommunikation.

Wie schon an anderen Stellen betont, wird die Produktion wie die Rezeption und Nutzung von sprachlichen Äußerungen und Medienangeboten bei A und B ko-orientiert durch den Bezug auf kollektives Wissen, das so unterschiedliche Dimensionen wie Handlungsschemata, sprachliches und enzyklopädisches Wissen, soziales und kulturelles Wissen und so fort umfassen kann. Die Konstruktion des jeweiligen Partnerbildes bei A und B ist entscheidend dadurch geprägt, welche Verfügungsrechte und -tiefen über kollektives Wissen die Partner einander unterstellen.

Berücksichtigt man den Aspekt, dass Geschichten und Diskurse wiederum eingebettet sind in soziale Systeme, dann kommen Einflüsse in den Blick, die für die Akteure in der Regel unbemerkt bleiben und sich als Einschränkungen von Beliebigkeit erst der Beobachtung zweiter Ordnung erschließen: Auch hier ist also zu berücksichtigen, dass solche Zwänge nur dann wirksam werden können, wenn sie durch Akteure prozessual relevant werden. – Die Bewusstseinsfähigkeit und Bewusstseinspflichtigkeit solcher Wirkungszusammenhänge steht auf einem anderen Blatt.

Wie steht es mit dem Verstehen von *Äußerungen* und *Medienangeboten*?

Auch hier spielen die oben genannten Konstellationen eine wichtige Rolle. Sowohl in der Face-to-Face-Kommunikation als auch in medienvermittelter Kommunikation muss zwischen den kognitiven und den kommunikativen Prozessen unterschieden werden. Kognitiv vollzieht sich Verstehen als Bedeutungs-*Produktion*: A ordnet im Rezeptionsprozess den wahrgenommenen Materialien der Äußerung oder des Medienangebots von B gemäß den Kognitionsbedingungen in seiner komplexen Voraussetzungssituation in dem jeweiligen Geschichten- und Diskurs-Sinnzusammenhang eine ihm befriedigende Lesart zu. Antwortet A auf das Ergebnis dieses seines kognitiven Prozesses mit einer Handlung, einer Äußerung oder einem Medienangebot, das B erwartet hat bzw. das ihn befriedigt, so schreibt B dem A Verstehen zu. Welche Divergenzen zwischen Erwartung und Erwartungserfüllung B als tolerabel ansieht, hängt wiederum vom Geschichten- und Diskurs-Zusammenhang ab. Wird die Toleranzgrenze überschritten, ist B daran interessiert und willigt A ein, dann kann diese Divergenz zum Gegenstand metakommunikativer bzw. metatextueller Anschlusskommunikationen gemacht werden: A und B handeln ihre Lesarten von Äußerungen oder Medienangeboten kommunikativ aus. Dadurch wird nicht etwa die richtige Lesart ermittelt, sondern der Grad der Integration von A und B in den Geschichten- und Diskurs-Zusammenhang erhöht.

Auch bei medienvermittelter Kommunikation entfällt in aller Regel die Möglichkeit, die soziale Akzeptanz einer Bedeutungszuweisung von B zu überprüfen. Zwar kann A diese Überprüfung nicht vornehmen; wohl aber kann B, etwa durch interaktive Kommunikation über A's veröffentlichtes Medienangebot überprüfen, ob seine Bedeutungszuweisung von anderen akzeptiert wird (etwa im Gespräch mit Kollegen über eine Fernsehsendung des Vortags).

Verstehen, so kann man vielleicht zusammenfassend sagen, ist der Prozess, der kommunikative wie nicht-kommunikative Ereignisse in der Umwelt eines Systems in *eine strikt system-spezifische Semantik transformiert*.

25 Bei dieser Konstellation empfiehlt es sich, von *Verständnis* statt von Verstehen zu reden.

Es wäre interessant zu sehen, wie eine Medienwirkungsforschung aussähe, die solche Überlegungen ernst nimmt.

Literaturverzeichnis

- Alfes, H. F. (1995). Literatur und Gefühl. Emotionale Aspekte literarischen Schreibens und Lesens. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ciompi, L. (1999). Die emotionalen Grundlagen des Denkens: Entwurf einer fraktalen Affektlogik. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Fleischer, M. (2005). Die Beobachtung dritter Ordnung. Über einen vernünftigen Konstruktivismus. Oberhausen: Athena Verlag.
- Foerster, H. von. (1993). Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Janich, P. (1992). Grenzen der Naturwissenschaft. Erkennen als Handeln. München: Beck.
- Janich, P. (2001). Logisch-pragmatische Propädeutik. Ein Grundkurs im philosophischen Reflektieren. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Janich, P. (2015). Handwerk und Mundwerk. Über das Herstellen von Wissen. München: Beck.
- Merten, K.; Schmidt, S. J.; Weischenberg, S. (Hg.) (1994). Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mitterer, J. (1992). Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip. Wien: Passagen.
- Mitterer, J. (2001). Die Flucht aus der Beliebigkeit. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuchverlag.
- Pörksen, B. (2006). Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik. Konstanz: UVK.
- Pörksen, B. (Hg.) (2015). Schlüsselwerke des Konstruktivismus. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Roth, G. (1995). Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rusch, G. (1994). Kommunikation und Verstehen. In: K. Merten, S. J. Schmidt, S. Weischenberg (Hg.), Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag: 60–78.
- Schlosser, G. (1993). Einheit der Welt und Einheitswissenschaft. Grundlegung einer Allgemeinen Systemtheorie. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Schmidt, S. J. (1994). Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, S. J. (1998). Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus – Empirie – Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, S. J. (2003). Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Schmidt, S. J. (2008). Die Selbstorganisation der menschlichen Kommunikation. In: R. Breuniger (Hg.), Selbstorganisation. Ulm: Interdisziplinäre Schriftenreihe Humboldt-Studienzentrum, Universität Ulm: 77–94.
- Schmidt, S. J. (2010). Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit. Prozessualität als Argumentationsstrategie. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Schmidt, S. J. (2014). Kulturbeschreibung Beschreibungskultur. Umrisse einer Prozess-orientierten Kulturtheorie. Weilerswist: Velbrück.
- Schmidt, S. J. (2015). Mediengeschichtsschreibung – eine unendliche Geschichte. In: S. Kinnebrock, Chr. Schwarzenegger, Th. Birkner (Hg.), Theorien des Medienwandels. Köln: von Halem: 298–320.
- Schmidt, S. J. (2017). Konstruktivismus auf dem Wege. Hamburg: Shoebox House.
- Schneider, I., Sexl, M. (Hg.) (2015). Das Unbehagen an der Kultur. Hamburg: Argument.
- Scholl, A. (Hg.) (2002). Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz: UVK.
- Weizsäcker, C. F. von (1980). Der Garten des Menschlichen. Beiträge zur geschichtlichen Anthropologie. München: Hanser.